

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 8

Artikel: Kometen des Geldes [Fortsetzung]
Autor: Elbogen, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KOMMETEN DES GELDES

Dritte Fortsetzung

VON PAUL ELBOGEN

Copyright 1933 by Elbenhül-Verlag, Wien-Leipzig

Durch einige gelungene Spekulationen schob er sich langsam vorwärts. Seinem Kompagnon Stallaerts war er schon seit einiger Zeit zu groß und eigenwillig geworden, er zog sich aus dem Geschäft zurück, da er offenbar Löwensteins Art, jedes neue Geschäft als eine Art von Hardspiel zu betrachten, einen Sport zwischen Leben und Tod, als gesetzter Belgier nicht mitmachen wollte. Denn der junge Löwenstein, so begab für «Rechnen», sah niemals — auch später nicht — den wirklichen Wert einer Spekulation, sondern nur jenen, den er für ihn persönlich, als Emotion, als Abenteuer hatte. Geld und Macht waren ihm sein Leben lang nur Mittel zum Zweck starken Lebens; ein Geschäft, das in bürgerlich glattgeschliffenen Bahnen abrollte, verlor bald sein Interesse. Er spielte um des Spieles willen, Landsknecht der großen Macht: Leben, dem es ums Fechten, Parade und Finte zu tun war, gleichgültig, in wessen Dienst er kämpfte.

Noch war er für die große Gesellschaft Brüssels eine minderwertige und unbeachtete Persönlichkeit: Alfred Löwenstein, Sohn eines kleinen Bankiers, und nur die Börsenleute begannen ihn zu schätzen, zumal als er größere Verluste beim Ruin einer Firma Hutt & Decoman und in dessen Folge den Austritt seines Geldgebers Margulies ohne Schwanken verschmerzte.

Er begann noch mehr zu arbeiten, noch intensiver Kunden zu suchen; gewöhnte sich früh daran, in die Maschine zu diktieren — und zwar pausenlos und in raschster Rede, ohne Rücksicht auf die Schreiberin — und erwarb zu einer Zeit ein Auto, da dies noch Privileg einiger Millionäre und Sportsleute war. Aber die Maschine gehörte zu ihm, er gehörte der Maschine, er beherrschte sie, sie war der einzige unermüdlige Sklave dieses Römers von heute; in ihrem von strengen Gesetzen gefesselten Knattern und Kauschen verlor er sich, genau wie in den musikalischen Rhythmen und Melodien, die er über alles liebte; Maschine, das war Wirklichkeit, Greifbarkeit, Wachheit, Berechenbarkeit, Ziffer und Bändigung; Musik aber das ewig verlockende Chaos, Fallenlassen, Vergehen, Sich-aufgeben, Tod und Nichts. Wie aber kam es, daß auch Musik strengen Gesetzen sich unterwarf, daß es ihm auch schien, als verkörperte die Maschine den Tod? Sollte Tod und Leben einander so nahe sein?!

III. Sprung nach Brasilien — und in die Größe.

Jahrelang baute der junge Bankier mit zähem Eifer an seinem Ameisenbau. Im Grunde mochte ihm ja solche Kleinarbeit widerstreben, aber es blieb ihm nichts übrig, als Stein auf Stein zu kleben — und zu warten. Sein Bankhaus war längst das, was man «angesehen» zu nennen pflegt, die ersten Männer an der Börse grüßten ihn, und manche zuerst, auch wenn sie älter waren als er, er kannte eine Menge Leute der ersten Gesellschaft, ohne doch von ihr «aufgenommen» zu sein. Noch war er ein kleiner Bankier und nichts konnte diese adelstolzen oder bürgerstolzen Herren und Damen veranlassen, ihn einzuladen oder gar zu Hofe zu bringen, höchstes Ziel aller jungen Leute Brüssels. Gewiß, dieser Alfred Löwenstein war ein eleganter Reiter, guter Causeur, ein tüchtiger, solider Mensch — aber das alles genügte nicht, um ihn ebenbürtig zu machen.

Längst schon hatte er sich, umbraut von den verzaubernden und entrückenden Klängen der Musik oder des Meeres, das er aus ähnlichen Gründen liebte, die Möglichkeiten klargemacht, die zu großer Macht führen konnten. Alles lag vor seinen durchdringenden Blicken: Petroleum, Elektrizität, Holz, Eisen, Kohle — aber überall waren die Brückenköpfe von den Großen besetzt, es galt zu warten, wenn einmal einer der Wächter eingeschlafen war. Oder man mußte neue Quellen ausnützen — war vielleicht mit

der drahtlosen Telegraphie oder mit der Kunstseide, mit anderen neuen Erfindungen einer der wichtigsten strategischen Punkte in die Hände zu bekommen?! Es galt zu warten!

Da bittet ihn, den Zweunddreißigjährigen, sei, Geschäftsfreund Legru zu wichtiger Unterredung nach Paris. Bei einem Frühstück stellt er ihm einen brasilianischen Finanzier Farquar vor, der in wenigen Minuten ein Programm und Wünsche entwickelt, die Löwenstein, den mit den Verhältnissen auf allen Weltmärkten vertrauten Bankier, faszinieren. Brasilien? Was weiß er von Brasilien? Ein unendliches Land mit unendlichen, unerschlossenen Kräften, die Nordamerika längst beherrschen will. Er versteht auch sofort, während Senhor Farquar mit wilden Handbewegungen weiterspricht, warum man sich gerade an ihn wendet: der Pariser Platz ist für neue Aktien, und zumal südamerikanische, nicht mehr aufnahmefähig, man hat eben südamerikanische Anleihen begeben und russische Geldansprüche befriedigt. Von Amerika, so denkt er rasch und scharf, haben die Brasilianer das Geld nicht verlangt, das Volk fürchtet die Yankees wie die Pest. Was also ist das für ein Geschäft, das ihm Herr Farquar vorschlägt?

Eine kanadische Gesellschaft, die «Rio Light and Power», die in der Hauptstadt Rio de Janeiro Elektrizitätswerke errichtet und die Stadtbeleuchtung übernommen hatte, suchte große Kapitalien, um Straßenbahnen zu legen, Staudämme zu bauen, kurz, ganz Brasilien zu «elektrifizieren», soweit dies möglich war. Brasilien, exotisches Land der Abenteuer, Amazonas, Urwälder, ungebändigte Menschen, auch dort noch, wo sie zivilisiert waren — Löwenstein dachte nicht mehr nach: «Ich werde Ihr Geschäft machen», sagte er, nachdem Farquar von der Placierung von 100 000 Obligationen gesprochen hatte. Der Brasilianer mußte kaum mehr die Größe seines Landes, die unausgenützten Schätze schildern. Löwenstein war schon dabei, über den Vertrag zu sprechen: auf hundert Obligationen bekam er eine Gratisaktie, außerdem einen erheblichen Nachlaß, Farquar und Legru verschwanden vor seinen Augen, er sah nichts als die Placierung der Aktien: 10 000 würde er bei seinen eigenen Bankkunden unterbringen, einen Teil — welchen? fragte er zwischendurch — übernahm Legru, der Rest mußte durch ein Syndikat vergeben werden, da war der und der in London, es würde ein Geschäft für Amsterdam sein — die hunderttausend flogen davon...

Wenige Monate später waren die Obligationen placiert, das Syndikat kontrollierte den Kurs der eigenen Aktien, die es billig kaufte und teuer verkaufte, sie steigen oder fallen ließ, je nach Wunsch. Löwenstein war ein Großbankier geworden — ob die «Rio Light» nun ihre Staudämme, ihre Straßenbahnen, ihre Turbinen baute und aufstellte oder nicht, interessierte ihn wenig, er verstand ohnehin nichts von Industrie.

IV. Fräulein Mizonne und die große Gesellschaft.

Bei einem Spazierritt begegnete — wie man erzählte — der junge Finanzier drei Reiterinnen, die er flüchtig kannte, Töchter des königlichen Rates Mizonne, der als Anwalt die Rechtsangelegenheiten des Hofes führte. Löwenstein verliebte sich in die reizendste von den dreien, und als er um ihre Hand anhielt, hatte der Vater gegen den reichen, jungen Herrn, der aussah wie ein Aristokrat und sich ebenso benahm, nichts einzuwenden, als daß er sich katholisch taufen lassen müsse, was der Bräutigam um so rascher tat, als ein solcher Schritt ihm, dem im erzbischöflichen Institut erzogenen Sohn einer Katholikin, nichts als eine Formsache bedeutete. Bald nach der Hochzeit war Farquar mit zwei neuen großen Transaktionen aus Rio gekommen, die Löwenstein, zusammen mit der

ersten, etwa 60 Millionen Franken eintrugen und die fast unerschütterliche Basis seiner Macht schufen: Farquar brachte Löwenstein nichts weniger als die Finanzierung des gesamten brasilianischen Eisenbahnnetzes, dessen Länge von 15 000 Kilometer selbst den an Riesenziffern gewöhnten Bankmann erschütterte, und zeigte ihm die Konzession, die er der Regierung abgeluscht hatte. Diesen Handstreich hatte auch nur ein geborener Südamerikaner ausführen können, der wußte, wer und wie bestochen werden konnte: Farquar hatte die einzelnen Gruppen gegeneinander auszuspielen gewußt, die Regierung durch Hinweis auf die Ankurbelung der «Rio Light and Power» geködert, nun hielt er also die Konzession von über 15 000 Kilometer Eisenbahn in seinen braunen Händen und bot Löwenstein die Unterbringung einer Anleihe an über einen Betrag von nicht weniger als einer Milliarde Franken. Dazu hatte er einen enormen farbigen Plan von Brasilien anfertigen lassen, in dem jeder der 22 Staaten mit seiner Regierung, seinem Budget, seinen Privatfehden mit der Zentralregierung eingezeichnet war. Aber das interessierte Löwenstein schon kaum mehr: sollte Farquar das ganze Land überlisten, bestechen, korrumpieren, was zu korrumpieren war — hier lag die Konzession, und Löwenstein wußte, daß sie ein unglaubliches Geschäft war, er hatte es gewußt, als Farquar den Plan und die Einzelheiten von drüben geschrieben hatte. Nun, da er vor ihm saß, war die Hauptarbeit schon vorbei. Wenige Monate noch — und das Kapital war aufgebracht.

Aehnlich ging es mit dem dritten Geschäft: dem Hafen und den Docks von Para am Amazonenstrom. Auch hier gelang die Placierung der Anleihe, ohne daß Löwensteins Name außerhalb der Brüsseler Börse allzu bekannt geworden wäre — nur Farquar wurde in den Angriffen der durch gegnerische Gruppen beeinflussten Presse genannt. Anfangs hatten die behäbigen Besucher der Brüsseler Börse Löwensteins exotische Transaktionen verdächtigend und zweifelnd betrachtet und ihn selbst als zweideutigen Geschäftemacher aus ihren Reihen auszuschließen versucht. Dann aber überzeugte man sich, daß auch Geschäfte in Brasilien reell sein konnten, und sein Name wurde bald unter den allerersten genannt. Ein Mann, der fast 100 Millionen Franken besaß, war kein Abenteuerer — diesem Fundamentalsatz konnte sich kein Geldmann, und sei er der biederste und ehrbarste, entziehen.

Dies galt um so mehr, als Löwenstein bald nach seiner Eheschließung in die erste Gesellschaft aufgenommen worden war, ja selbst die Mauer rund um den König-Finanzmann, der Antwerpen vergrößert, Ostende gegründet und den Kongostaat gekauft hatte, ihn nicht mehr abhalten konnte. Leopold empfing ihn und entließ ihn nicht mehr aus dem Kreise seiner engsten Berater.

Löwenstein, in kurzen Etappen aus einem wichtigen Bankier zu einem der ersten Männer seines Vaterlandes geworden, fand nun erst seinen, von da an nicht mehr veränderten Lebensstil. Er richtete der geliebten Frau ein wunderbares Palais in der Rue ducale ein, in dem die beste Gesellschaft verkehrte; daß hierzu die schönsten Autos und Equipagen gehörten und eine zahlreiche Dienerschaft, versteht sich von selbst. Außerdem besaß er schon damals vor dem Kriege eine Wohnung im Claridge-Hotel und im Hotel Ritz in Paris. Er lebte scheinbar das Leben eines reichen Nichtstuers: stand nicht allzufrüh auf, machte Gymnastik, boxte mit seinem Trainer, arbeitete am Punchingball, nahm ein großes englisches Frühstück mit den verfeinertesten Delikatessen — wie ja Essen und Trinken immer eine seiner wichtigen Alltagsorgen blieb (später pflegte er Forellen aus Schottland oder etwa Austern aus Odessa mit seinem Flugzeug für seine Gäste holen zu lassen, und man sagte, er erkenne die Kaviar-marke am Geschmack mit verbundenen Augen), besuchte mit seiner Frau Kunstausstellungen, erwarb mit merkwür-

diger Sicherheit die wertvollsten Bilder, ohne allzuviel zu verstehen, verlor sich in Musikaufführungen aller Art, beteiligte sich mit Leidenschaft an Reittourneen, liebte jede Art von Prunk und Luxus, kaufte seiner Frau den wertvollsten Schmuck der Rue de la paix; und fand bei diesem leichten Leben — und dies ist das Bemerkenswerte und Unglaubliche daran — Zeit und Konzentration für seine unübersehbar großen Geschäfte. Die Einzelheiten dieser Transaktionen zu berichten, dazu genügt kaum eine größere finanztechnische Broschüre. Hier sei nur gesagt, daß Löwenstein schon vor dem Kriege — an dem, einmal bei der kanadischen Elektrizitätsgesellschaft in Brasilien beschrittenen Wege festhaltend — Elektrizitätswerte bevorzugte.

Im Kriege hielt er, der außer einem internationalen Weltmann auch liebender Patriot war, treu zu König Albert. Er gehörte zur belgischen Militärmission, die in England wegen Sach- und anderen Lieferungen arbeitete, und wurde als Sachverständiger für alle belgisch-englischen Wirtschaftsaktionen verwendet. Vom Premierminister Asquith bekam er für diese Tätigkeit einen hohen englischen Orden, nahm aber angeblich keinerlei Vergütung für seine Mühe von der belgischen Regierung an. Man kann dies glauben, wenn man seine Antwort kennt, als man ihn fragte, ob er Brüssel, gezwungen von fremden Interessen, verlassen werde: «Ich denke nicht daran, mich von Brüssel loszureißen, es ist die Stadt meines Herzens; mit Vergnügen werde ich immer in Frankreich wohnen, es ist das Land meiner Zerstörungen, das Land, wo ich mich überall zu Hause fühle; Großbritannien aber ist das Land, wo ich mich am häufigsten aufhalte und mich am stärksten bekämpft machen muß. Denn England ist es, von dem mir die Zerstörung meiner Pläne kommen könnte...» In diesem Bekenntnis eines Flaneurs («das Land meiner Zerstörungen...») und eines Zirkusdirektors («... mich... bekämpft machen muß...») klingt die Zuversicht des Mannes mit, der weiß, wo sein Feld heim ist!

Im Kriege hatte er Gelegenheit, die großen Beziehungen mit New York und London zu befestigen. Durch Brasilien kam die Verbindung mit Argentinien, mit Portugal und Spanien; durch seine kanadischen Freunde wurde er in der Union bekannt und geschätzt. Er besaß schon vor

dem Kriege eine Zentrale in London, in Paris, in New York.

Aber erst nachdem der Brand verascht war, fand er neben seinen Elektrointeressen jenen Teil der Wirtschaft, der ihn sozusagen abstempelte: die Kunstseide. Es ist kein Zufall, daß dieser Lebensgenießer und «Nabob» gerade ein Gebiet beherrschte, das so eng mit den Oberflächen des Lebens, mit Mode und Erotik zusammenhängt! Nicht Kohle, nicht Eisen, nicht Petroleum war es, für die sich Löwenstein interessierte, sondern das Material, aus dem man Damenstrümpfe, schimmernde Krawatten, Pyjamas, Wäsche, duftige Kleider macht. Hier sei ein kennzeichnender Ausspruch zitiert, den er tat, als man ihn aufforderte, sich doch in Petroleumwerten zu engagieren, ein Ausspruch, dessen in all seiner menschlichen Unmittelbarkeit, in der Verachtung des Gegners und dem offenen Bekenntnis zu seinen primitivsten innersten Motiven, wohl kein anderer Finanzmann oder Industrieller fähig gewesen wäre: «Zunächst ist dieses Jagdgebiet (!) zu gut bewacht. Außerdem ist in diesem Augenblick niemand fähig, mit den Riesen (1), die sich mit diesen Werten abgeben, den Kampf aufzunehmen. Man käme bei ihrer Verfolgung außer Atem...» Immer sportlich, immer in den Urwäldern der Transaktionen durchs Dickicht brechend, immer voll Haß gegen seine Feinde und Gegner (denen er, wie man erzählte, hundert Zeilen lange Telegramme voll von Beschimpfung senden konnte), immer abenteuerlicher Jäger auf ein imaginäres Wild, das war Löwenstein. Dazu gehört, daß — wie schon erwähnt — sein Interesse für die greifbaren Hintergründe seiner Spekulationen ganz gering war. Man kann sicher sein, daß er niemals eine kunstseidene Krawatte trug, daß er bei seinen Damen niemals kunstseidene Strümpfe geduldet hätte, daß er sehr selten eine seiner Fabriken besuchte, daß er keine Fachleute um sich duldet, sondern nur auf Grund von sicheren Gutachten über sichere Patente kaufte und verkaufte. Es war die Jagd, die ihn reizte, nicht das Wild. Mit dem Wild sollten sich die Wildprethändler abgeben. Löwenstein verachtete die Industriellen, seine Tätigkeit spielte sich im Immateriellen ab, wenn dieses Wort im Zusammenhang mit Geld erlaubt ist, zwischen Ziffern und schwebenden Spannungen. Gab es nicht auch hier eine Verbindung zu seiner Leidenschaft: Musik? Er hatte die Aktienmajorität der größten belgischen

Gesellschaft für Kunstseidenindustrie: die «Tubize» nach dem erprobten Prinzip des allmählichen Zusammenkaufes der Anteile an sich gebracht, war von der ihm feindlichen Dreyfuß-Gruppe — die mit Morgan in Zusammenhang stand — aus der englischen «Celanese» hinausgedrängt worden, aber besaß nicht zu übersehende Minoritäten bei fast allen Kunstseidenfabriken der Erde: bei den holländischen Gesellschaften: «Enka» und «Breda», beim deutschen Glanzstoffkonzern und vielen anderen. Sein zweites Hauptinteresse galt der kanadischen Hydro-Electric Securities Co., die mit einer Unmenge anderer in der «Internationalen Holding» in London zusammengefaßt war.

V. Filmleben.

Wenn der bekante Vergleich des reichen Mannes mit einer Spinne, die im Zentrum ihres Netzes die geringsten Bewegungen verfolgt, jemals stimmte, so auf diesen Mann, der in Brüssel, in Paris, in London den Weltmarkt beobachtete. Die Maschine war verlässlicher als seine besten Sekretäre, er benützte sie, ohne sie wie er hilflos. Tagelang blieb er in telephonischer Dauerverbindung mit anderen Zentralen, sandte für durchschnittlich fünf Millionen Franken Depeschen im Jahre fort, diktierte stundenlang ins Diktaphon, wenn seine Sekretärinnen überlastet waren, was leicht vorkommen konnte, zumal sein Diktat nicht nur so rasch war wie eine Parlamentsdebatte (die Mädchen lösten einander von fünf zu fünf Minuten ab), sondern auch dunkel und verschwommen. Das Flugzeug, das er, wohl als erster, in den ständigen Dienst seiner Person stellte, wurde bald sein Liebling. Er besaß vier Apparate, die er nicht nur selbst benützte — auch zu kurzen Sprüngen von Brüssel nach Paris und zurück in einem Vormittag —, sondern auch mit dringenden Aufträgen zu Korrespondenten oder Zentralen sandte (im Anknüpfungspunkt warteten seine Automobile). In seinem Arbeitszimmer wurden, wie man erzählte — genau wie im Film oder im Millionär-Kolportageroman — gewichtige Unterredungen photographiert. Die Platten standen unter Obhut des Bibliothekars, der den Schlüssel, wenn er das Haus verließ, abgeben mußte. Viele geschäftliche Gespräche führte Löwenstein, wie so viele bedeutende Männer, bei Tische, dessen Menu häufig von ihm selbst festgesetzt wurde. Wie es ja überhaupt am sonderbarsten anmutet,



VOLL BEZAHLT

! -- den Preis für den Film auf den Zähnen

Zur Erhaltung Ihrer Zähne müssen Sie den Film bekämpfen

Was ist dieser Film, der uns unserer Zähne beraubt? Ein schlüfriger, zäher Belag, welcher durch Muzin im Filmschmelz gebildet wird. Er färbt die Zähne gelb und nimmt Speisereste in sich auf, welche bald in Fäulnis übergehen. Das ist aber noch nicht alles! Der Film beherbergt Millionen von winzigen Bazillen.

Es gibt Bazillen in Stabform, die sich traubenförmig anhäufen. Das sind Fäulniskeime. Durch ihr Fortbestehen sondern sie Enzyme ab, welche die Milchsäure erzeugen. Diese Milchsäure löst den Zahnschmelz ebenso auf, wie andere Säuren Löcher in Stoff fressen. Ferner gibt es Bazillen, die mit Mundgeschwüren zusammenhängen, und wieder andere mit Pyorrhoe.

Zur Bekämpfung des Films benützen Sie Pepsodent anstatt gewöhnliche Zahnpasten. Warum? Weil für die Wirksamkeit einer Zahnpaste einzig und allein das verwendete Poliermaterial maßgebend ist. Das neue

Poliermittel in Pepsodent ist eine der großen Entdeckungen der Gegenwart. Die Fähigkeit, welche es besitzt, jede Spur von Filmflecken zu entfernen, ist geradezu revolutionär! Sein bemerkenswerter Vorzug, doppelt so weich zu sein, wie gewöhnlich verwendete Poliermittel, hat weitgehende Anerkennung gefunden. Denken Sie daran, daß das einzige, wirklich sichere Mittel, um den Film zu bekämpfen, darin besteht, daß Sie die spezielle Film-entfernende Zahnpaste «PEPSODENT» zweimal täglich gebrauchen und Ihren Zahnarzt jedes Jahr mindestens zweimal konsultieren.

NEUE PREISE
Kleine Tube Fr. 1.60
Grosse Tube Fr. 2.75



GRATIS-10-TAGE-TUBE
O. Brassart Pharmaceutica A.-G., Zürich, Stampfenbadstr. 75
Senden Sie eine Gratis-10-Tage-Tube an:

Name: _____
Adresse: _____
Nur eine Tube per Familie

40-23.2.34



Hühneraugen
HORNHAUT
BALLEN
im MOMENT schmerzfrei!
Sie brauchen nur ein Scholl's Zino-Pad aufzulegen und der Schmerz ist beseitigt. Auch in Größen für Ballen, Hornhaut und weiche Hühneraugen zwischen den Zehen hergestellt. Fr. 1.50 per Schachtel.
In allen Apoth., Drogerien, Sanitätsgeschäften und Scholl-Depots erhältlich.
Scholl's Zino-pads
Leg' eins drauf - der Schmerz hört auf



Bäumli-Habana-Stumpfen
aus feinstem überseeischem Tabak
10 Stück Fr. 1.-
Eduard Eichenberger Söhne, Beinwil a See

Schnebli
Albert-Biscuits



leicht verdaulich, wohlschmeckend; zur Kranken- und Kinderpflege unentbehrlich.
In allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche erhältlich

Sausewind
Pat. ang.
der SKI mit der glas-harten Celluloid-Gleitfläche. Stets fahrbereit, kein Wachsen, keine Stollen- und Eisbildung mehr.
FABRIK HYGIENA BRÜGG
A. Zinniker-Meier & Co.

Dem Bild-Inserat ist die nachhaltigste Wirkung zu eigen. Verlangen Sie unverbindliche Vorschläge. Inseraten-Abteilung der „Zürcher Illustrierte“

daß dieser Mann, der seinem Körper das Letzte zumutete, ihn sozusagen auch liebteste und ihm schmeichelte. Zwischen durch, mitten in wildester Arbeit, ritt er eine Stunde auf einem der herrlichen Pferde seines Stalles spazieren, ging meist und ziemlich regelmäßig um sechs Uhr abends auf den Tennisplatz, was ihn allerdings nicht hinderte, bei seiner Zurückkunft, umringt von seinen Sekretären, die Radiogramme anzusehen und die Nacht durchzuarbeiten. Vor dem Schlafengehen badete er ein zweitesmal, der Sekretär vom Nachtdienst wurde oft mitten in der Nacht geweckt, Löwenstein diktierte im Bett, wendete sich dann um und schlief sofort wieder ein. Durch das Radio — er hatte seine eigenen Sender — stand er mit seinen Flugzeugen, wenn er selbst sie benützte, mit seinen Zentralen in Verbindung. Außer Kursen und Zeitungen las er wenig und ließ sich, wie man boshaft schwatzte, von seiner kultivierten Frau über die neuesten Erscheinungen der Literatur informieren. Immerhin gelang es ihm, diesen Mangel sehr geschickt zu verschleiern, zumal er über Musik ausgezeichneten Bescheid wußte. Persönlich verhandelte er über den Ankauf von Pferden, Autos oder Flugzeugen, was allerdings nicht verwundern kann, wenn man erfährt, daß er alle seine Sekretäre und Beamten selbst aufnahm — die Maschine mußte bis ins kleinste Rädchen funktionieren. Er sorgte auch dafür, daß sie gut geschmiert wurde: seine Angestellten behandelte er mit Zuvorkommenheit und bezahlte sie so gut, daß sie ihn vergötterten, zumal er aus seinen Transaktionen kein Geheimnis machte. Und dies unterscheidet ihn im ganzen von anderen Finanzfürsten, vor allem von Kreuzer, dem Schweigsamen. Löwenstein lebte immer auf offenem Markte, ja er legte zum Entsetzen der distinguierten Herren in England größten Wert auf Propaganda seiner eigenen Persönlichkeit. Man könnte sagen, daß er sozusagen seine Erscheinung kultivierte: Flugzeugreisen, Photographieren von Unterredungen, große Gastmahle mit phantastischen Delikatessen — all diese Filmeffekte scheinen, aus natürlichem Bedürfnis geboren, bewußt übersteigert worden zu sein, um der Wirkung auf Geschäftsgegner und Geschäftsfreunde willen. Jeder große Mann ist zugleich Bildhauer seiner eigenen Figur, und auch Löwensteins Großzügigkeit erscheint nicht immer frei von Pose und Parvenütum. Aber «Klappern» gehört eben auch bei diesen überlebensgroßen Gestalten «zum Handwerk». Oder sollten viele dieser «Zaubereien» dazu dienen haben, um die Angst vor dem unbekanntem Feind zu über-täuben?! Sollte sich dieser athletische Mann inmitten seines byzantinischen Prunkes, seiner Luftschiffe und Jachten vor jenen immer wiederkehrenden, unabwiesbaren, unheimlichen Momenten gefürchtet haben, da der sorgfältig trainierte Körper «ausließ», leer lief, nicht mehr kontrol-

liert werden konnte? Von jenen Augenblicken, da man nachtwandlerisch am hellen Tage, sei es überanstrengt oder auch völlig ursachlos, genau wie im Konzert, in der Oper, die Augen schließen mußte und das Bewußtsein seiner selbst für Sekunden verlor; Handlungen beging, an die man sich nicht erinnern konnte, Vasen umwarf, Türen öffnete, Bücher fallen ließ, sinnlose Worte sprach! Dann fühlte man entsetzt, daß es jenseits allen wachen Denkens eine größere Macht gab, die darauf lauerte, diesen muskelharten Körper eines Tages zu fällen.

Zwei Orte waren es, wo man für Tage vergessen und sich ganz jener anderen Form des Lebensgenusses widmen konnte, die, wenn nicht die berauschernde, so doch die weniger anstrengende war als der Wettlauf des Alltags: das englische Schloß und die Villa in Biarritz.

Löwenstein hatte in der Grafschaft Leicester das gotische Schloß, Nationaldenkmal und Sehenswürdigkeit: Melton-Mowtray gekauft. Kostbare Möbel im Stil der Zeit füllten die gemütlichen und mit moderner Hygiene, Heizung, Beleuchtung versehenen Räume. Vierhundert Hektar Wälder und die berühmten englischen Rasenflächen umsäumten den schönen Bau. Es ist nicht unmöglich, daß Löwenstein, wie man dies in der englischen Gesellschaft spöttisch erzählte, gerade dieses Schloß gewählt hatte, weil in dichter Nachbarschaft der Prince of Wales zu jagen pflegte und so die Ablehnung einer Einladung nicht gut möglich war. Tatsächlich bewohnte der Prinz und eine Menge Angehörige der ersten englischen Aristokratie die wunderbaren Gastzimmer von Melton-Mowtray, wenn der liebenswürdige, wenn auch nicht gerade hochadelige Hausherr sie bewirtete, zumal er doch längst bei Hofe empfangen worden war, ebenso wie die uralte Harpyie des Krieges: der Munitionslieferant Sir Basil Zaharoff, reidster Mann der fünf Weltteile.

In Löwensteins Schloß ging es aber nicht nur gemütlicher und, bei aller festgehaltenen Form, zwangloser zu als auf ähnlichen Besitzungen, er wußte seine Gäste auch durch immer neue Sensationen zu unterhalten. Schon die Einrichtung selbst, das Meisterquartett, das jeden Abend die erlesensten, von Frau Löwenstein angegebenen Programme spielte (für leichtere Gemüter gab es eine Jazzkapelle mit Tanzsaal, auch die Diener konnten angeblich nach dem Lautsprecher in einem eigenen Tanzraum sich unterhalten), die prachtvollen Jagdwägen, die reinrassige Meute, die gläserne Bar, die Spielzimmer, diese ganze Kombination von antik und modern ließ eine Einladung nach Melton-Mowtray zu einer Auszeichnung werden. Löwenstein selbst spielte fast nie, solches kleine Hazard konnte den großen Glücksspieler nicht locken; und wir kennen ein Wort von ihm, das diese Ansicht bekräftigt: «Würde er», sagte er, angeblich, als man ihm zum Bak-

karat bat, «Herrn André Citroën in Erregung bringen, wenn er Manille (ein kleinbürgerliches Groschen-Kartenspiel) spielte? Bestimmt nicht. Nun, Bakkarat hat auf mich dieselbe Wirkung.» Aber er beschäftigte sich — man lese daraus eine Menge charakteristischer Eigenschaften — freudig und in knabenhafter Geschäftigkeit mit den Einzelheiten der großen Kostümfeste, deren Devisen er immer selbst angab, etwa «Tausendundeine Nacht» oder «Die Dandies». Sie waren die prächtigsten der Saison, die Kostüme sah man wenige Tage später in den großen Londoner Zeitschriften abgebildet. Die Ausschmückung der Säle kostete den Jahresgehalt eines Ministers. Mitten aus solchen Festen konnte man den Hausherrn verschwinden sehen: er war von einem seiner Sekretäre hinausgegeben worden. Eine Depesche rief ihn nach London, nach Paris, nach Brüssel. Dann zog er rasch sein Kostüm, eines «Incredible» etwa, vom Körper, vertauschte den Zweispitz mit der Sportkappe, das Lorgnon mit der Brille und saß zehn Minuten später in seinem absurden Flugzeug.

Bekannt wurde sein wahrhaft phantastischer und grandseigneuraler Rokokoeinfall der nächtlichen Jagd. Während die meisten Gäste sich zum Klange der Jazzband im Tanze vorwärtsschoben, andere in den dunklen Allen des Parks spazierten, stieg er mit Jagdfreunden auf fünfzig Pferde, die auf den Köpfen von einem kleinen Akkumulator gespeiste Lämpchen trugen, und machte Jagd auf einen Fuchs, dem man an den Schwanz ein ebensolches Licht gebunden hatte. Quer durch die Wälder ging es unter Rufen und Blasen, über mondbeleuchtete Wiesen und Felder — bis endlich der Fuchs von den Hunden zur Strecke gebracht war. Der Jagdherr reitete heim, badete, diktierte seinen Sekretären einige Nachrichten und erscheint kurz darauf — es ist nach Mitternacht — mitten unter seinen Gästen, als ob nichts geschehen wäre, frisch, jugendlich, heiter.

In diesem englischen Schloß empfing er auch, wie immer wieder versichert wurde, die Medien aus London, die er angeblich vor jeder wichtigen Entscheidung befragte. Man erzählte, daß er einst mit fünfundzwanzig Jahren von einem «Geist» in einer spiritistischen Sitzung die erste Prophetie empfangen haben sollte, die genau so zugetroffen war, daß er von da an immer wieder den Rat der Medien erbat. Und in London erhielt sich das Gerücht, daß eines von ihnen ihm den Tag seines Todes und die Todesart vorausgesagt habe. Mag dies auch unwahrscheinlich klingen, so können wir doch ohne weiteres an das Vertrauen eines solchen Menschen der Realität zum Irrealen, zum Jenseitigen, zum Chaos glauben, das vielleicht aus geheimnisvollen uralten Quellen des väterlichen Blutes stammte.

Wenn Sie ein Chalet oder ein modernes Holzhaus bauen wollen



dann verbinden Sie das Heimelige und Traute eines Familienhauses mit den praktischen Neuheiten, die ein Haus wirklich komfortabel gestalten und der Hausfrau die Arbeit erleichtern. Gewissenhaftes Bauen, ganz nach Ihren speziellen Wünschen... und doch

zu einem annehmbaren Preis

Die Winkler Werke bauen Chalets und moderne Häuser in der ganzen Schweiz und sind dazu übergegangen, Arbeitsmethoden zu übernehmen, die es ermöglichen, die Baupreise erheblich herabzusetzen.

Gründliches Vorbereiten der Arbeit, Serienfabrikation der ganzen Zimmer- und Schreinerarbeiten in den eigenen Werken, sehr kurze Bauzeit: 3—5 Monate etc.

Wenn Sie über diese neuen Baumethoden informiert sein möchten, dann schicken Sie uns bitte den untenstehenden Gutschein in einem offenen Kuvert, mit 5 cts. frankiert, ein.

Senden Sie mir kostenlos und ohne Verbindlichkeit für mich Ihre Broschüre „Wenn Sie bauen wollen“, enthaltend mehr als 100 Photos moderner Holzhäuser, Chalets, Novelty-Villen und alle Auskünfte über Ihre Baumethoden.

Name und Vorname _____

Beruf _____ Straße _____

Ort _____ C 4

WINCLER WERKE
FRIBOURG

Urpötlisch gepackt

vom Hexenschuß. Jede Bewegung von Höllenqualen begleitet. Linderung verschaffen stets:

ASPIRIN - TABLETTEN

BAYER

Es gibt kein Aspirin ohne Bayerkreuz!

A 9 - 021 D

Lag sein englisches Schloß noch in der Nähe Londons, also des Lagers seiner gewaltigen Gegner, so war seine Villa in Biarritz sozusagen allen Geschäften entrückt, umgeben von einer Atmosphäre jenes leichteren Lebens, an dem teilzunehmen ihm sein Vermögen und sein internationaler Ruf als Weltmann und Sportfreund gestattete. Villa Begonia war eine der schönsten unter den schönen Villen der Allerreichsten am Strande des südfrenzösichen Bades. Sie lag hoch über dem Meer an der Steilküste, umgeben von Rosen, Orangen und Palmen und enthielt, wie natürlich, alle jene Einrichtungen mondänen Lebens, die wir von den kalifornischen Starhäusern kennen. Hierzu kamen Hangars mit mehreren Flugzeugen, Segeljachten, Motorboote, ein Hydroplan und der berühmte Rennstall, der, was nicht recht wahrscheinlich, aber durchaus möglich ist, auf eigentümliche und seinen Herrn kennzeichnende Weise zustande gekommen sein sollte: Löwenstein habe, so erzählte man, eines Tages auf dem Londoner Rennplatz eine Schranke durchschreiten wollen und sei von einem Reitknecht daran gehindert worden: hier könnten nur die Herren von der Rennleitung, Besitzer von Rennställen durchgehen. Löwenstein habe den Jungen zu Boden geboxt und sich beschwert — ohne Erfolg. Da habe er den ersten Rennstall Europas begründet. Gewiß ist, daß Löwenstein, der als Turnierreiter häufig gesiegt hatte, davon erfuhr, daß man in Biarritz einen Rennplatz plane und, ohne daß man ihn darum angegangen hatte, einen Scheck über eineinhalb Millionen zur Verfügung stellte. Allerdings machten dann seine Farben Orange-Schwarz fast immer die ersten Preise — aber ein Rennstall ist bekanntlich kein Geschäft, sondern ein Luxus.

Wenn Löwenstein in Biarritz eintraf, bedeutete das den Beginn der Saison. Er war meist begleitet von seiner Familie, etwa zehn Sekretären und mehreren Sekretärinnen, Piloten, Köchen und einer ungeheuren Dienerschaft — ein Radjah-Millionär aus dem Film zog mit Gepränge ein. Da meist sofort ungeheurer Geschäftsbetrieb neben und zwischen den Unterhaltungen des Chefs zu beginnen pflegte, mußte das Postamt zwei Angestellte aus Bordeaux oder Bayonne anfordern, solange Löwenstein täglich bis zu 70 000 Francs für Depeschen ausgab. Er stand in Biarritz, entgegen sonstiger Gepflogenheit, früh am Morgen auf, las die Post und die mit Buntstift — wie für einen Monarchen — angekreuzten Stellen der Zeitungen, schwamm stundenlang am Strand, spielte Golf und Polo, ritt, segelte, fuhr in einem Rennwagen, im Motorboot, im Wasserflugzeug. Abends spielte er mit ein paar Spielmarken, «um nicht als Sonderling zu gelten», wie man meinte, im Kasino und arbeitete dann, wenn er es für nötig hielt, bis zum Mor-

gen mit seinen Sekretären — Fortsetzung der sportlichen Betätigung des Tages. An der Küste, in Guéthary wollte er — aus Spleen, aus Spekulationslust, aus Snobbismus (oder aus allen drei Gründen?) — das vornehmste und exklusivste Modebad der Erde gründen, das Deauville, dem Lido, San Sebastian Konkurrenz machen sollte. Zwanzig Villen würden zwanzig sehr reichen und eleganten Leuten umsonst angeboten werden, samt Einrichtung, Park und Personal, mit der Verpflichtung, die Saison dort mit ihren Freunden zu verbringen. Sie würden alle anderen nachziehen, Löwenstein kannte die Psychologie der Reichen, die denselben Herdeninstinkten folgt wie die Masse der Armen. Da aber begann der belgische Franc — Löwenstein hatte es vorausgesagt — wie seine Vorgänger in anderen Ländern, die Krone in Oesterreich, die Mark in Deutschland, ins Nichts zu fallen, und der Sportsmann flog vom Golf von Biskaya in wenigen Stunden nach Brüssel, um «das Vaterland zu retten».

VI. Aufstieg durch Mißerfolg.

Als Löwenstein ankam, bot sich das Bild voller Inflation. Es war das für den Bank- und Börsenkennner nur zu wohlbekannte Bild: die Regierung hatte ihre Goldbestände längst verausgabt, der Franc war nicht mehr zu halten, Hause an der Börse, man kaufte, was einem unter die Hände kam, um das bald völlig wertlose Papier loszuwerden; König und Minister völlig ratlos, ganz Europa sah halb schadenfroh, halb entsetzt auf die neuerliche Währungskatastrophe, die offenbar keinem Lande erspart bleiben konnte. Da bot Löwenstein, spekulierender Patriot, patriotischer Spekulant, die beiden Eigenschaften waren innig verschmolzen, 50 Millionen Dollar zu dem unerhört niedrigen Zinsfuß von 2% der Regierung an; nicht sein ganzes, aber sein flüssiges Vermögen. Wie? — man horchte auf zwischen Hammerfest und Gibraltar — ein Herr Löwenstein, von dem man noch nie etwas gehört hatte, wollte sein Vaterland retten durch ein solch unerhörtes Angebot? Wer war dieser unbekannt Millionär, den nur die Börsenleute und gewisse Industrielle kannten? Und was waren seine Beweggründe? — so fragte sich die Brüsseler Börse und die Regierung. Hundert Mutmaßungen tauchten auf: der Emporkömmling brauche die ungeheure Propaganda seines Namens gerade im Augenblick, da er neue Elektrizitätswerte in Spanien unterbrachte und andere großzügige Aktionen auf dem Kunstseidenmarkt plante, er wolle ganz Belgien fressen, er, der Sohn eines kleinen Bankiers, wüschte der Erste seines Landes zu sein — man traute einer solchen patriotischen Tat nicht, von der

Hand eines Geschäftemachers ungeheuren Stils. Der belgische Ministerpräsident lud ihn zu einer Besprechung.

Nach einer prinzipiellen Danksagung fragte der Vertreter der Regierung geradezu den eleganten Herrn, der wach und liebenswürdig ihm gegenüberstehe: «Was verlangen Sie als Gegenleistung?» Und Löwenstein antwortete mit einem halben Lächeln: «Die Eisenbahnen wären einer Pachtgesellschaft anzuvertrauen, die Aktien ausgeben würde. Das Darlehen, das ich Ihnen bewillige, wäre durch die Gewinne des Schienennetzes zu tilgen.» Der Minister verstand: es war und blieb ein hochherziges und durchaus patriotisches Angebot, aber Löwenstein würde Herr, alleiniger Herr der Belgischen Bahnen werden und damit des Landes selbst. Er dankte und versprach die Antwort für die nächsten Tage. Aber er war entschlossen, alles aufzubieten, um die Ablehnung durchzusetzen.

Löwenstein hatte nichts zu verlieren. Würde sein Angebot angenommen, war er ungekrönter König von Belgien, würde es abgelehnt, stieg sein Ansehen in der Welt des Geldes ins Ungeheure. Auf jeden Fall hatte er seinem geliebten Lande einen großen Dienst getan, wenn man erfuhr, welche Männer dieses kleine Belgien hervorbrachte.

Das Angebot wurde höflich zurückgewiesen, man unternahm alle Schritte, um den Franc anders zu stabilisieren.

VII. Unheimliche Feinde innen und außen.

Dieses Jahr 1925 brachte einen Umschwung in Löwensteins Leben. Sei es, daß er sich wirklich davon überzeugt hatte, zu den zwölf oder vierzehn Stunden seiner Arbeit noch einige seiner Muße hinnehmen zu müssen, bei dem noch immer sich verbreiternden Umfang der Geschäfte nach dem Brüssler Marathonlauf, sei es — was wahrscheinlicher ist — daß er unsicher und nervös geworden war durch die von allen Seiten gegen ihn vorrückenden Streitwagen und Schlachttruppen der Gegner, er gab das Tennisspiel auf, besuchte fast kein Theater und, was wichtiger war, keine Konzerte und Opern mehr, ja wurde kaum mehr auf dem Rennplatz gesehen, wenn seine Pferde liefen.

Zwei große Gruppen arbeiteten gegen ihn im Dunkeln, das selbst seinem Röntgenblick manchmal schwer durchdringbar war: seine Todfeinde in London, an deren Spitze die «Celanese»-Leute, Dr. Dreyfuß und der Millionär Gillet, der zwei Milliarden Aktien von seinem Vater geerbt hatte, und eine vorläufig noch unbekannte Macht, als deren Hauptantrieb er später den überaus tüchtigen Bankier Heinemann erkannte, der auf allen europäischen Börsen Elektrowerte kaufte und verkaufte.

(Fortsetzung folgt)



Gegen trockene und rissige Haut des ganzen Körpers: Nivea-Öl, ganz wenig dem warmen Bad hinzufügen.

Nass · Kalt Jetzt NIVEA

Jetzt heißt's vorbeugen! Immer Gesicht und Hände gründlich mit Nivea-Creme einreiben; das genügt. Ob's Wetter dann feucht ist oder rauh, Ihre Haut bleibt immer zart und sammetweich. Man wird Ihr gutes Aussehen überall bewundern, und man wird sagen: Fein und wohlgepflegt.



Nivea-Creme: Dosen u. Tuben Fr. o 50 bis 2.40
Öl: Fr. 1.75 und Fr. 2.75

Schweizer Fabrikat.
Hergestellt durch
Pilot A. G., Basel